



EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser

Sie haben es bestimmt schon bemerkt: Mit dieser Nummer präsentiert sich die pro juventute-Zeitschrift «thema» zu Kindern, Jugendlichen und Familien im neuen Gewand. Aber nicht nur das: wir haben auch das inhaltliche Konzept modifiziert und heutigen Lesebedürfnissen angepasst. Ihr «thema» wird durch die Einführung von verschiedenen Rubriken zu wechselnden Themen zur eigentlichen «Zeitschrift» für Fachpersonen aus dem Sozialbereich und für Menschen, die mehr über die Bedingungen wissen wollen, unter denen junge Menschen in der Schweiz heute aufwachsen (müssen/können/sollten). Diese Rubriken, in denen unter anderem Kinder zu Wort kommen, spannende Menschen vorgestellt werden, sich Kulturschaffende frei äussern und kontroverse Meinungen aufeinanderprallen, sind im vorderen und hinteren Teil des Heftes platziert. Im mittleren Teil finden Sie – quasi als Kernstück – das «Dossier», das die Tradition unserer Zeitschrift, ein Thema in mehreren Beiträgen vertieft zu behandeln, weiterführt. Wir bleiben somit unserem Motto, mehr Informationen zu brennenden Fragen aus unserem Tätigkeitsgebiet – Kinder, Jugendliche, Familien – zu bieten als ein Zeitungsartikel, aber in konzentrierterer Form als ein Buch, treu. Das «Dossier» ist für sich geheftet, hat eine eigene Seitennummerierung, kann separat aufbewahrt und auch so (also ohne den «Mantel») bestellt werden.

Wir hoffen natürlich sehr, dass Ihnen das neue inhaltliche Konzept der Zeitschrift und auch die neue Gestaltung von Valentin Stucki gefällt. Wenn dem so ist, vor allem aber, wenn dem nicht so ist, würden wir uns über Ihre Zuschrift ausserordentlich freuen – und sie in der nächsten Nummer in der neugeschaffenen Rubrik «Forum» auch veröffentlichen. Schreiben Sie uns, faxen Sie uns, mailen Sie uns! Wir wünschen Ihnen viel Anregung bei der Lektüre dieses Hefts.



Christian Urech,
Redaktor

INHALT

EDITORIAL	3
IMPRESSUM	
KINDER HABEN DAS WORT	4
«Hass ist allgegenwärtig».	
<i>Drei Freundinnen sprechen über Terror und Krieg.</i>	
PORTRÄT	5
«Was ich in Kambodscha am meisten vermisste, war das Gefühl von Sicherheit».	
<i>Eveline Breitenmoser war Kinderkrankenschwester in Kantha Bopa und bildet sich zur Sozialpädagogin aus.</i>	
POSITION	7
<i>pro juventute sagt Ja zur Lehrstelleninitiative</i>	
LEXIKON	8
<i>A wie ... Alcopops!</i>	

DOSSIER

*Pubertät und Migration –
Aufwachsen in zwei Kulturen*



STREITGESPRÄCH	9
<i>Ist Sport für Kinder und Jugendliche gesund?</i>	
SEITENBLICK	12
<i>Anna Luchs, Kinderbuchillustratorin</i>	
AGENDA	13
<i>Tagungen, Symposien, Weiterbildungen und politische Agenda</i>	
LESESERVICE	14
<i>Bücher, Zeitschriften, neue Medien</i>	

IMPRESSUM

thema, die Zeitschrift der pro juventute zu Jugend, Familie und Gesellschaft, Seehofstrasse 17, Postfach, 8032 Zürich.

Redaktion: christian.urech@projuventute.ch,
Tel. 01 256 77 16, Fax 01 256 77 78.
Layout und Gestaltung: Valentin Stucki; Illustrationen: Annalena Amrein.
Druck und Versand: Fotorotar AG, 8132 Egg.
Aboverwaltung: andrea.sarhan@projuventute.ch, Tel. 256 77 17.
Herausgeber pro juventute: Heinz Bruni, Thomas Graf, Dr. Michael Marugg, Anna Sax.
Jahresabonnement: Fr. 48.– (inkl. MwSt./Euro 35.–, Einzelbestellung
Dossier: Fr. 12.– (inkl. MwSt.), Euro 9.–
Erscheint vierteljährlich.
Postcheckkonto 80-3902-1.
ISSN 1012-7895.
84. Jahrgang, Mai 2003.



«Am meisten vermisste ich in Kambodscha das Gefühl von Sicherheit»

Eveline Breitenmoser, 31, war Kinderkrankenschwester in Kantha Bopa und ist momentan in Ausbildung zur Sozialpädagogin. Sie lebt in Zürich.

«Meine Ausbildung als Kinderkrankenschwester machte ich im Kinderspital in St. Gallen. Danach arbeitete ich drei Jahre lang mit krebskranken Kindern auf der onkologischen Abteilung am Kinderspital Zürich. Nächste Station war das Kinderspital Kantha Bopha in Kambodscha, wo ich ein halbes Jahr tätig war. Anschliessend reiste ich noch für einige Zeit durch Asien. Zurück in der Schweiz, nahm ich eine Stelle in der Neonatologie – das ist Neugeborenen- und Frühgeborenenmedizin – an. Und dann stieg ich um auf Sozialpädagogik, absolvierte verschiedene Praktika und mache jetzt die berufsbegleitende Ausbildung – das heisst, ich arbeite 80% in einem Kinderheim – mit Kindern vom Kindergartenalter an bis 12-jährig –, und einen Tag pro Woche gehe ich zur Schule. Die Ausbildung dauert insgesamt vier Jahre. Ich bin jetzt im zweitletzten Jahr.

Die Kinder im Heim stammen grösstenteils aus sehr schwierigen Verhältnissen; Stichworte sind Gewalt, sexuelle Ausbeutung, Suchtprobleme in den Familien. Unsere Aufgabe im Heim besteht darin, die Kinder im Alltag zu begleiten. Wir haben eine ähnliche Funktion wie Eltern, obwohl wir natürlich die Eltern weder ersetzen können noch wollen. Wir wecken die Kinder am Morgen, frühstücken mit ihnen, schicken sie zur Schule usw. Wir fragen sie nach ihren Erlebnissen in der Schule, unterstützen sie beim Aufgabenmachen und helfen ihnen, die Freizeit zu gestalten. Überall dort, wo sie Unterstützung brauchen, sind wir für die Kinder da. In welcher Form und welchem Ausmass das geschieht, hängt vom einzelnen Kind ab, davon, welche Ideen es selbst hat oder eben nicht hat. Wir übernehmen aber keine therapeutische Funktionen, das ist Sache der Psychologin oder des Psychologen. Unsere Aufgabe ist die Erziehung der Kinder, oder vielmehr: ihre Nacherziehung. Was in den ersten

Lebensjahren möglicherweise versäumt wurde, versuchen wir nachzuholen. Wir wollen ihnen all jenes mitgeben, was sie später brauchen werden, um im Jugend- und Erwachsenenalter bestehen zu können.

An der Arbeit mit Kindern fasziniert mich vor allem deren Wesen: Ihre Spontaneität und ihre Echtheit, aber auch die Intensität der Entwicklung, die sie durchlaufen. Da geschieht permanent so viel! Das mitzuverfolgen und zu begleiten, hat mich schon immer fasziniert. Und auch die Vielfältigkeit, der man unter Kindern begegnet.

In einer ganz anderen Welt

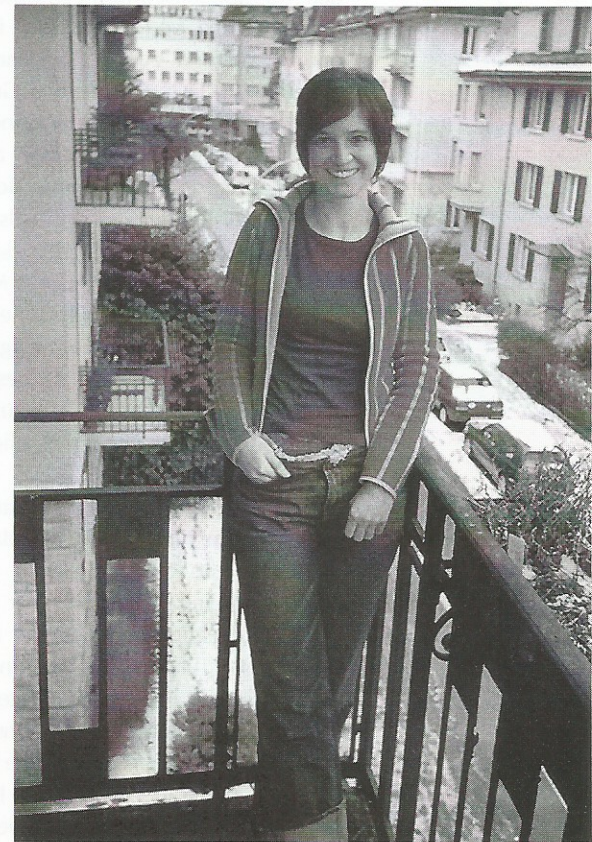
Wie kam ich dazu, als Kinderkrankenschwester ein halbes Jahr in Kambodscha bei Beat Richner zu arbeiten? Nun, es war schon immer ein Wunsch von mir gewesen, einmal in einem anderen Land zu arbeiten. Als Krankenschwester hatte ich gute Voraussetzungen dafür. Ohne dass ich konkret und bewusst nach so etwas gesucht hätte, stiess ich 1997 – ich war damals 25 – auf das entsprechende Inserat in der Zeitung und dachte spontan: Das will ich versuchen! Und nur vier Monate später sass ich im Flugzeug nach Phnom Penh.

Nur schon von der Kultur her ist Kambodscha eine ganz andere Welt als die Schweiz, indem zum Beispiel die Religion einen viel grösseren Stellenwert hat als bei uns. Der Buddhismus hat einen entscheidenden Einfluss darauf, wie die Leute mit Krankheiten und dem Tod umgehen. Sie nehmen das Schicksal so, wie es ist. Natürlich sind sie auch traurig, wenn jemand, der ihnen nahe steht, stirbt, aber dadurch, dass sie an die Wiedergeburt glauben, verliert der Tod natürlich viel von seinem Schrecken und ist im Gegenteil mit der Hoffnung auf eine bessere Existenz verbunden.

Auch das Bildungsniveau der Bevölkerung und das Regierungssystem beeinflussen die Arbeit. Dadurch, dass Demokratie in Kambodscha ein Fremdwort ist, sind die Leute daran gewöhnt, dass man über sie bestimmt und ihnen Anweisungen gibt, was sie zu tun haben. Das hatte grosse Auswirkungen auf meinen Alltag im Spital von Kantha Bopha, indem gewisse Arbeitsabläufe nicht funktionierten, wenn sie nicht angeordnet und überwacht wurden. Und dann sind natürlich auch die Voraussetzungen vom Klima her ganz anders als bei uns. Das Thermometer steigt manchmal auf über vierzig Grad

Eveline Breitenmoser arbeitet heute als Sozialpädagogin in einem Kinderheim.

(Bild: Christian Urech)



– da schraubt man das Arbeitstempo automatisch herunter. Auch von den hygienischen Bedingungen her ist es sehr schwierig, den Standard, den wir uns von der Schweiz her gewöhnt sind, aufrecht zu halten. Die Feuchtigkeit ist allgegenwärtig, und dadurch, dass die Strassen zum Teil nicht geteert sind, hängt dauernd Staub in der Luft. Krankheiten werden in diesem Klima natür-



lich auch leichter übertragen. Immer wieder kommt es zu Überschwemmungen, wodurch in Schüben das Dengue-Fieber grassiert, eine Krankheit, die sich durch Erreger in Tümpeln ausbreitet. Auch die Tuberkulose, die es in der Schweiz fast nicht mehr gibt, ist in Kambodscha ein grosses Problem. Ich war also auch vom Medizinischen her mit ganz neuen Situationen konfrontiert, und es wurde täglich sichtbar, wie nötig die medizinische Versorgung ist. Zudem hatte ich im Spital von Beat Richner ganz andere Aufgaben als in der Schweiz. Ich arbeitete meistens nicht direkt mit den PatientInnen, sondern meine Aufgabe bestand darin, die einheimischen Krankenschwestern auszubilden. Ich erteilte theoretischen Unterricht und leitete sie am Krankenbett an. Zum Teil hatte ich – und das war ungewohnt für mich – auch Überwachungs- und Kontrollfunktionen. Korruption ist im ganzen Land ein grosses Thema, und für die Leute ist es normal, ab und zu ein Medikament mitlaufen zu lassen oder ohne Grund nicht am Arbeitsplatz zu erscheinen – gute Arbeitsbedingungen, d.h. auch gute Löhne, die in Kantha Bopha bezahlt werden, wirken ebenfalls der Korruption, die deshalb dort kaum mehr anzutreffen ist, entgegen. Mein Ziel bestand darin, die Leute auf einen Weg zu grösserer Selbstständigkeit, Selbstverantwortung und Mitbestimmung zu führen. Aber das ist natürlich nicht von heute auf morgen möglich.

Wir waren drei ausländische Mitarbeiter, die in einem Haus wohnten, das in der Nähe des Spitals gelegen war. Arbeit und Freizeit waren aber klar voneinander abgetrennt, es gab feste Arbeitszeiten, und immer am Sonntag hatten wir frei. Am Anfang fehlte ein soziales Netz natürlich noch, aber mit der Zeit lernte ich Mitarbeitende von anderen Organisationen wie dem IKRK oder von «Medecins sans Frontières» kennen, mit denen ich meine Freizeit verbrachte. Zu Beginn störte mich die Trennung Ausländer – Einheimische sehr. Es war enorm schwierig, einen Kontakt zu den Einheimischen aufzubauen, weil das von der Hierarchie her für sie nicht möglich war. Wollte ich sie zum Nachtessen einladen, kamen sie einfach nicht. Es dauerte fast ein halbes Jahr, bis sich jemand überwinden

Dieser kambodschanische Junge besuchte oft seinen kranken Bruder im Spital von Beat Richner in Phnom Penh.

(Bild: Eveline Breitenmoser)



konnte, mit mir einen Tee zu trinken. Viele kambodschanische Jugendlichen sprechen relativ gut englisch, während die älteren Menschen eher französisch können. So verständigte ich mich meistens auf englisch oder französisch und arbeitete auch oft mit Übersetzern. Ich lernte schon ein wenig kambodschanisch, aber diese Sprache ist für uns sehr schwierig, und ich konnte in ihr nicht viel mehr, als gerade mal zu fragen, wie es geht.

Was ich in Kambodscha am meisten vermisste, war das Gefühl von Sicherheit. Hier in der Schweiz fühle ich mich wirklich sicher. In Kambodscha sind die politischen Verhältnisse so labil, dass ich mich nicht ohne mulmiges Gefühl durch die Strassen bewegen konnte, weil jederzeit eine Schiesserei möglich war. Dieses Gefühl einer ständigen Bedrohung beeinflusste mich extrem. Mit der Zeit lernte ich ein bisschen, damit umzugehen, aber als kurz vor meiner Rückkehr der Bürgerkrieg ausbrach, merkte ich, dass diese ständige Bedrohung – nicht zu wissen, was morgen ist –, mir zu viel wurde. Ich entschloss mich deshalb, meinen Arbeitseinsatz, der eigentlich länger geplant war, abzurechnen und in die Schweiz zurückzukehren. Ich konnte nicht an einem Ort arbeiten, wo mein Leben bedroht war. Ich ertrug es auch nicht, zuzuschauen, wie etwas, das

viele Menschen mitgeholfen hatten, aufzubauen, innert Minuten kaputtgemacht wird.

Ich kann mir durchaus vorstellen, wieder einmal im Ausland zu arbeiten, in eine andere Kultur einzutauchen und zusammen mit den Menschen da einen Weg zu suchen zwischen meiner Welt und ihrer Welt. Ich möchte nicht mit meinen Vorstellungen kommen und ihnen diese aufdrängen. Unser Gedankengut und unsere Lebensweise sind nicht die einzig richtigen. Es gibt andere, die genauso wertvoll sind. Das zu wissen ist wichtig, wenn man sich in anderen Kulturen bewegt.»

(Aufzeichnung: Christian Urech)

Beat Richner arbeitete schon 1974/75 im Kinderspital Kantha Bopha in Phnom Penh. Nach dem Einmarsch der Roten Khmer eröffnete er in Zürich eine Kinderarztpraxis. 1991 kehrte er nach Kambodscha zurück, um sich ganz dem Wiederaufbau «seines» ehemaligen Spitals zu widmen. 1992 startete Richner mit 13 europäischen und 62 kambodschanischen Helfern. Heute funktioniert seine Institution mit 970 Einheimischen und nur drei Europäern. Pro Jahr kommt es in Beat Richners Spitälern in Phnom Penh und Siem Reap zu 400'000 Konsultationen. 30'000 Kinder werden hospitalisiert, 3600 Operationen und 100'000 Impfungen vorgenommen. Im Januar 2003 wurde Beat Richner, auch bekannt als Musiker Beatocello, zum «Schweizer des Jahres» 2002 gewählt.



A wie «Alcopops»

Wissen Sie, was «Snow Koks» ist? Nein, keine neue Trendsportart für die Wintersaison. Und auch kein energiesparender Brennstoff für die Heizung. «Snow» und «Koks» sind beides gängige Szenennamen für Kokain. Doch «Snow Koks», um das Rätsel aufzulösen, ist ein Getränk. Obwohl dieses Getränk ebenso wenig Kokain enthält wie Coca Cola, dürfte die Namengebung weniger dem Zufall als bewusstem Kalkül zu verdanken sein, auch wenn das die Hersteller vehement bestreiten mögen.

«Snow Koks» ist also ein Getränk, und zwar ein alkoholisches Getränk, und zwar – im Gegensatz zu den «Klassikern» Wein, Bier, Moscht und Pflümli – ein modisches Getränk, das trendigen Lifestyle suggeriert und mithin eine Käuferschicht ansprechen will, die für trendigen Lifestyle empfänglich ist (also nicht gerade die Zielgruppe der – sagen wir einmal – über Vierzigjährigen). «Snow Koks» wird – wie zahlreiche andere farbige Drinks in lustigen Flaschen und Dosen – zu den Alcopops oder auch «Hyperdrinks» gezählt und enthält 85% Starkbier und 15% koffeinhaltige Zitronenlimo. Der Alkoholgehalt des Drinks beträgt 6,5%.

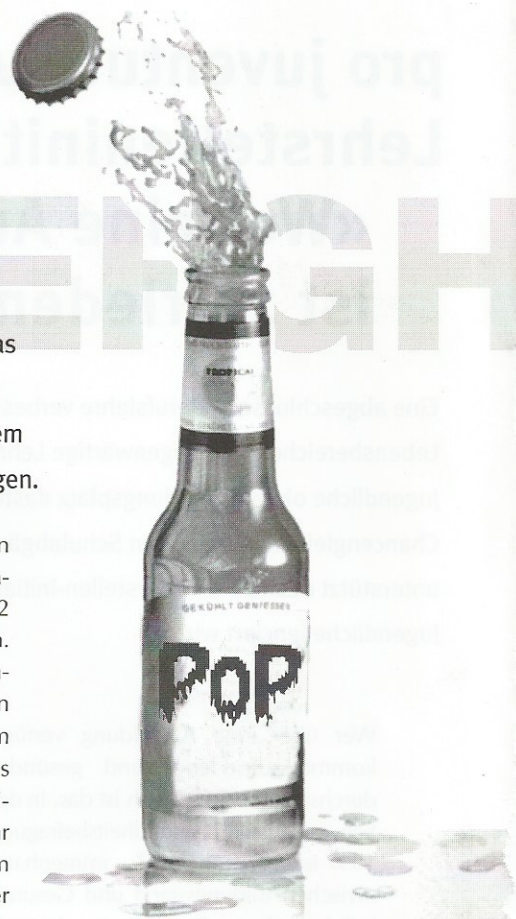
Im Alkohollexikon werden Alcopops wie folgt definiert: *«Alcopops: Als <Hyperdrinks> bezeichnete alkoholhaltige süsse Limonaden in poppiger Aufmachung, die bevorzugt von Jugendlichen im Alter bis zu 16 Jahren, insbesondere von Mädchen, getrunken werden. Der Alkoholgehalt liegt zwischen 4 bis 5,5 Vol% und wird in Form von Fruchtweinen oder Wodka zugemischt. Handelsnamen sind z.B. Hooper's Hooch, Beetlejuice, Fiji (letzterer enthält zusätzlich Kava-Kava-Extrakt). Auch Pudding mit Wodka-Limette Zusatz (Jello Shot) ist im Handel. Da der Alkoholgeschmack durch die Süsse überdeckt wird, liegt die Gefahr dieser Getränke im regelmässigen Konsum durch Jugendliche.»*

(Quelle: www.alkohol-lexikon.de)

Die Spirituosenindustrie hat im letzten Jahr neue Kreationen von Alcopops auf den Markt gebracht. Eine moderne Präsentation, massive Werbung und sehr tiefe Preise haben den Produkten zu einem hohen Markterfolg verholfen. Dies besonders bei den Jungen, sogar

Kindern, und bei Frauen. 2001 wurden 28 Millionen Flaschen verkauft, gegenüber 2 Millionen ein Jahr zuvor. 2002 waren es gegen 40 Millionen Flaschen. Ganz junge Leute schätzen den besonderen Geschmack von Bier oder Wein meistens nicht und trinken darum eigentlich keinen Alkohol, Alcopops aber schon. Alcopops sind darum eigentliche Verführer, die zu einem sehr frühen Einstieg in den Alkoholkonsum verleiten können. Die Zahlen der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme sind denn auch alarmierend: 12'000 Kinder im Alter von 11 bis 16 Jahren konsumieren jeden Tag Alkohol – Tendenz steigend.

Wenn Jugendliche Alkohol trinken, tragen sie grössere langfristige Risiken als Erwachsene. Je früher jemand viel und unkontrolliert trinkt, desto grösser ist das Risiko, später abhängig zu werden. Das ist übrigens einer der wichtigsten Gründe für Verbote und Gebote, welche die Jugend schützen. Bier, Wein und Obstwein dürfen nicht an Personen unter 16 Jahre verkauft und ausgetrenkt werden. Für alle anderen alkoholischen Getränke, also auch für Alcopops, gilt in der Schweiz die Grenze von 18 Jahren. Seit dem 1. Mai 2002 gelten landesweit neue Vorschriften. Nach der Lebensmittelverordnung müssen Alcopops neu eindeutig als alkoholhaltige Süssgetränke bezeichnet werden, und alkoholhaltige Getränke sind im Laden klar getrennt von alkoholfreien aufzustellen. Ausserdem müssen in den Verkaufslökalen und Restaurants die Jugendschutzvorschriften gut leserlich angeschrieben sein. Diese Massnahmen können aber nicht darüber hinweg täuschen, dass sehr viele junge Leute und Kinder sich mit Leicht-



tigkeit Alcopops beschaffen können. Keine Vorschrift verbietet es einem Kind, eine ältere Person zu bitten, ihm alkoholische Getränke zu kaufen.

Verschiedenste wissenschaftliche Studien zeigen, dass die Besteuerung von alkoholischen Getränken ein wirksames Instrument ist, um den Konsum einzuschränken, vor allem bei den jungen Leuten, die in der Regel sehr preisbewusst sind. Aus diesen Gründen will die eidgenössische Alkoholverwaltung (EAV) den eidgenössischen Räten eine Revision des Alkoholgesetzes beantragen. Am 26. Februar 2003 hat der Bundesrat beschlossen, dem Parlament eine Vorlage zu unterbreiten, die vorsieht, für Alcopops eine Sondersteuer einzuführen. Auf einer 2,75-dl-Flasche mit 5,6 Volumenprozent sollen ungefähr Fr. 1.80 an Steuern erhoben werden.

Christian Urech

Weitere Infos unter:

www.sfa-isp.ch/ (Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme)
www.eav.admin.ch/d/ (Eidgenössische Alkoholverwaltung)

Einführung

Die Pubertät ist eine schwierige Zeit – für die Kinder, die bald keine Kinder mehr sein werden, aber auch für die Erwachsenen, die mit ihnen zu tun haben – vorab die Eltern. Kommt dann noch dazu, dass Pubertierende aus einem anderen kulturellen Umfeld stammen, wird es für sie nicht einfacher – im Gegenteil. Pubertierende und ihr Umfeld müssen Spannungen aushalten – Spannungen zwischen den Generationen, aber auch Spannungen zwischen ihren Geborgenheitsbedürfnissen und ihren Abnabelungstendenzen, zwischen dem Wunsch der Eltern, festzuhalten und deren Einsicht, dass Loslassen angesagt ist. Das ist für alle Beteiligten herausfordernd. Bei ausländischen Jugendlichen kommt die Spannung zwischen den Anforderungen der Ursprungskultur und denjenigen der Kultur des Einwanderungslandes hinzu. Eltern nehmen, wenn Sie mit der Pubertät ihrer Kinder konfrontiert werden, bewusst oder unbewusst immer Bezug darauf, wie sie selbst, als Vater und Mutter, als Mann und Frau, ihre eigene Pubertät erlebt haben. Das ist selbstverständlich von Person zu Person verschieden, es gibt aber Gemeinsamkeiten, die Generationen miteinander teilen. Gerade heutzutage unterscheidet sich die Art, wie die Elterngeneration die Pubertät erlebte, recht deutlich von der Art, wie die Jugendlichen sie erleben. Das hat etwas zu tun mit der Geschwindigkeit des gesellschaftlichen und technologischen Wandels, mit der Globalisierung, damit, dass es immer weniger Verbindlichkeiten gibt, die die Lebensentwürfe bestimmen. Jede und jeder muss sich heute seine Biographie selber zusammenbasteln, kaum mehr jemand kann sich auf vorgegebene Muster beziehen.

Dies hat in den westlichen Gesellschaften schon mit der Generation der so genannten Babyboomer begonnen, die inzwischen bereits im Grosseisalter sind. In anderen Kulturen hat eine vergleichbare Entwicklung erst sehr viel später eingesetzt. Gerade in traditionellen Auswanderungsgebieten wurden diese Modernisierungsschritte erst vor kurzem oder erst zum Teil oder noch gar nicht vollzogen. Reisen Eltern aus einem solchen Gebiet mit ihren Kindern in die Schweiz oder ein anderes westliches Land, dann liegt zwischen ihrer eigenen kulturellen Prägung und den kulturellen Gepflogenheiten des Gastlandes unter Umständen ein tiefer Graben. Kommen ihre Kinder nun in die Pubertät, haben sie oft einen heiklen Balanceakt zwischen diesen beiden Orientierungspunkten ihrer Identitätsfindung zu vollziehen.

Wollen die Eltern mit den Kindern gar «irgendwann später einmal» ins Herkunftsland zurückkehren, wird der Druck der Eltern, die auf den Werten und Normen der Ursprungskultur beharren, noch grösser und der Spagat für die Jugendlichen noch schwieriger. Die Kinder sind hin- und hergerissen zwischen der Solidarität mit den Eltern und deren Vorstellungen und dem Wunsch, zu der Gruppe der Gleichaltrigen zu gehören und daraus irgendwie zu einer eigenen, einzigartigen persönlichen Identität zu finden. Oftmals schliessen sich diese Jugendlichen dann mit anderen Jugendlichen zusammen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, um dem Dilemma zwischen Ausgrenzung einerseits und Verstoßung andererseits zu entgehen. Sie bilden eine labile Subkultur, die stets davon bedroht ist, ihrerseits ausgegrenzt zu werden.

Das grösste Hindernisse für Jugendliche, die ihre Pubertät zwischen zwei Kulturen erleben, ist es, diskriminiert, objektiv benachteiligt zu werden: erst in der Schule, dann bei der Lehrstellensuche und im Beruf. Keine Zukunftsperspektiven zu haben, unter dem Gefühl zu leiden, nicht gebraucht zu werden und nicht willkommen zu sein: das ist Gift für die Entwicklung von jungen Menschen. Glücklicherweise reagiert die Mehrheit darauf nicht mit Kriminalität, Gewalttätigkeit, Suchtproblemen oder mit Rückzug und Resignation. Vielen von ihnen glückt es trotzdem, sich ein gesundes Selbstwertgefühl aufzubauen und den eigenen Weg zu finden.

Die Gesellschaft verbaut sich durch solche Formen der Diskriminierung aber den Zugang zu einem Potenzial. Denn zwischen zwei Kulturen oder inmitten von vielen Kulturen aufzuwachsen, könnte auch eine Chance sein und ein in die Zukunft weisendes Modell, das Zugang zu verschiedenen Denkweisen und Mentalitäten ermöglicht, zu einer Art globalisierten Bewusstseins, das für die Menschheit schon bald überlebenswichtig sein wird.

Christian Urech



MigrantInnen und Pubertät:

Neue Video-Serie

Sechs Sprachen, sechs Videos, ein Thema: In der Schweiz lebende Jugendliche und Eltern aus verschiedenen Kulturen äussern sich über das Erwachsenwerden, ergänzt werden diese Aussagen durch Beiträge von Fachpersonen. Entstanden sind sechs individuelle und berührende Momentaufnahmen, die den schwierigen Brückenschlag zwischen zwei Generationen und zwei Kulturen eindrücklich widerspiegeln und zu Diskussionen anregen. Die Fragen stellten zehn Mütter aus sechs Kulturen; entstanden ist das Projekt aus der Initiative von «FemmesTische mit Migrantinnen, Zürcher Oberland», einem Elternbildungsprojekt, das sich an fremdsprachige Mütter richtet. – Die Videos eignen sich für Veranstaltungen mit MigrantInnen, für Kurse in der Elternbildung, Elternabende, interkulturelle Anlässe sowie für Beratungs- und Präventionsstellen.



Interview: Christian Urech

pro juventute-thema: Sie haben zusammen mit Migrantinnen eine Serie von Videos in sechs verschiedenen Sprachen zum Thema «Pubertät – Jugendliche und Eltern aus verschiedenen Kulturen über das Erwachsenwerden» realisiert. Wie sind Sie auf dieses Thema gekommen?

Yvette Brunner: Wir führen seit 1999 «FemmesTische mit Migrantinnen» durch. Bei diesem niederschweligen Elternbildungsprojekt werden geeignete Migrantinnen zu Moderatorinnen ausgebildet. Die Moderatorinnen suchen Gastgeberinnen aus der eigenen Ethnie. Diese laden Bekannte ein. Am Stubentisch schauen sich die Mütter ein Video zu einem Erziehungsthema an und diskutieren anschliessend über ihre eigenen Erfahrungen. «FemmesTische» wurde ursprünglich für deutsch sprechende Mütter angeboten – Informationen dazu sind auf der Website www.femmesTische.ch zu finden. Es ist die Grundidee der «FemmesTische», Themen aus dem Erziehungsalltag nicht von «oben herab» zu vermitteln, sondern sie unter aktivem Einbezug der Mütter zu behandeln. Die «FemmesTische»-Runden funktionieren ohne externe Experten, weil wir davon

ausgehen, dass die Mütter selber Expertinnen sind. Beim Gedankenaustausch kommt ein «Ideenkorb» zusammen, aus dem jede Mutter auswählen kann, was für sie stimmt. Dahinter steht die Idee, dass es in der Erziehung keine allgemeingültigen Rezepte gibt. Der Video als Einstieg ist deshalb wichtig, weil das Anschauen des Films ein gemeinsames Erlebnis ist. Der Video gibt einen inhaltlichen Input, bündelt die Aufmerksamkeit auf das Thema, wirkt als «Eisbrecher» und unterstützt so die Moderatorin dabei, die Diskussionsrunde zu leiten. Die Diskussionsrunden finden in der jeweiligen Sprache bei den Frauen zu Hause statt, und es soll nicht einfach ein Kaffeekränzchen daraus werden.

Die Frauen, mit denen wir zusammenarbeiten, wiesen uns immer wieder darauf hin, dass ihnen das Thema «Pubertät» unter den Nägeln brennt. Weil es darüber aber noch keinen geeigneten Film gab, entstand schliesslich die Idee, von «FemmesTische» aus selbst solche Medien zu produzieren.

pro juventute-thema: Können Sie uns etwas zur Entstehungsgeschichte des

Die Gesprächsteilnehmerinnen:

Yvette Brunner, Lehrerin, Erwachsenenbildnerin und Supervisorin, ist auf der Suchtpräventionsstelle Zürich Oberland tätig. Einer ihrer Schwerpunkte ist dabei die Arbeit mit Migrantinnen. Yvette Brunners Erstsprache war französisch, und auf französisch hat sie als junge Lehrerin auch in Afrika zwei Jahre lang unterrichtet. Interkulturelle Themen haben sie schon immer fasziniert. Den direkten Bezug zum Thema Pubertät hat sie durch ihre beiden inzwischen erwachsenen Söhne.

Bruna Cavallo ist als Italienerin in der zweiten Generation in der Schweiz. Ihre Familie kommt ursprünglich aus Molise, einer Region südlich der Abruzzen, die durch ein Erdbeben am 31.10.02 traurige Schlagzeilen machte. Sie sagt von sich, sie sei «sehr italienisch» aufgewachsen, also «mit einer strengen, fast süditalienischen Mentalität». Brunna Cavallo lernte Dentalassistentin und den kaufmännischen Beruf und ist heute Mutter von drei Kindern (10, 8 1/2 und 7). Seit drei Jahren arbeitet sie bei «FemmesTische» mit und ist im Projektteam vor allem für die italienische Kultur verantwortlich. Beim Videoprojekt «Pubertät» war sie Kamerafrau, organisierte und führte Interviews und war am Schnitt beteiligt.

Isabelle Cart ist Kunsthistorikerin und seit zwei Jahren im Film- und Videobereich selbstständig tätig. Nach einigen Projekten im Suchtpräventionsbereich war die Serie mit den Pubertät-Videos ihre erste Arbeit mit Migrantinnen. Den persönlichen Bezug zum Multikulturellen und zur Vielsprachigkeit hat sie durch ihren französischsprachigen Vater, ihr Studium in England und auch dadurch, dass sie längere Zeit im Tessin gelebt hat. Obwohl ihr Sohn mit 1 1/2 noch relativ weit von der Pubertät entfernt ist, findet sie «Pubertät ein spannendes Thema und eine Lebensphase mit einem riesigen kreativen Potenzial».

Videos sagen? Wie kam es von der Idee zum fertigen Produkt?

Yvette Brunner: Zuerst suchten wir vergeblich geeignete Videos in den Sprachen der an unserem Projekt beteiligten Ethnien. Der Erfolg unseres ersten Videos, «Lernen – ein Kinderspiel», zeigte, wie wichtig es ist, ein solches Medium in der jeweiligen Sprache der Mütter verwenden zu können und es unter Einbezug von Migrantinnen zu gestalten. Das – und dass bei «FemmesTische» so initiative Frauen dabei sind – hat uns motiviert. Zudem stiessen wir mit diesem Projekt – wie schon bei «Lernen – ein Kinderspiel?» – bei möglichen Geldgebern auf viel Goodwill – ausländische Mütter in der Erziehungsarbeit zu unterstützen, ist etwas, das alle verstehen und alle wichtig finden.

Die Leitung dieses Videoprojektes lag bei Ines Tsengas, die sich momentan in Afrika aufhält. Wir sind zusammen für die «FemmesTische» verantwortlich – ich für die Suchtpräventionsstelle, sie wird für das Projekt separat finanziert. Getragen werden die «FemmesTische» aber auch von den Jugendsekretariaten, der HEKS und der Caritas. Bei der Produktion des Videos hatte Ines Tsengas also die Projektleitung, ich vertrat die Trägerschaft, die aufgrund der guten Resultate des letzten Mals mit dem Namen dahinter stand. Beim Inhalt stützten wir uns auf Sibilla Schuh, Fachfrau in der Arbeit mit MigrantInnen, -eltern und -familien; sie entwickelte den Interviewleitfaden und trug die Hauptverantwortung für den Fachtext und die Übersetzungen. Isabelle Cart übernahm alles Filmische. Ines Tsengas war aber ganz klar die treibende Kraft hinter dem Ganzen; ohne sie wäre das Projekt sicher nicht zustande gekommen.

Wichtig ist auch der Aspekt, dass es sich wirklich um ein Frauenprojekt handelt. Uns war klar, dass wir eine Filmerin suchen – eine Frau, nicht einen Mann. Das Videoprojekt führte am Schluss auch zu einem gewissen Stolz: Wir haben es wirklich geschafft – Empowerment für Frauen, für Mütter, wie es im Fachjargon heisst.

Isabelle Cart: Die inhaltlichen Inputs kamen also von Seiten der «FemmesTische»-Frauen, während ich das Formale, Technische und Gestalterische einbrachte. Dazu gehörte auch die Schulung der Interviewerinnen und Filmerinnen. Ich war sozusagen die Regisseurin der Filme.

pro juventute-thema: Wie wurde den Interviewerinnen das nötige Know-how vermittelt?

Bruna Cavallo: Wir hatten drei Kurseinheiten bei Isabelle, in denen sie uns zeigte, wie man filmt, uns also das nötige technische Wissen vermittelte, in denen es aber auch um formale Probleme ging wie zum Beispiel das Arbeiten mit dem Hintergrund. Wir erhielten so eine Ahnung, wie das Ganze am Schluss aussehen sollte. Dann bekamen die Vertreterinnen jeder Kultur für zwei Tage das Material ausgeliehen und machten mit den Leuten, die sie vorher aus-



FemmesTische-Frauen an der Vernissage der Video-Serie zum Thema Pubertät.

gesucht und angefragt hatten, die Aufnahmen. Das war natürlich auch eine Frage der Organisation. Jede Gruppe wusste, dass in zwei Tagen die Interviews abgedreht sein mussten. – Es war nicht ganz einfach und vielleicht der schwierigste Teil unserer Aufgabe, Eltern und Jugendliche zu finden, die bereit waren, vor der Kamera zum Thema «Pubertät» zu sprechen. Die Leute hatten zum Teil Angst davor, gefilmt zu werden.

Isabelle Cart: Aus meiner Erfahrung bewährt es sich, dass man bei Interviews – ausser mit Fachleuten – die Fragen vorher nicht preisgibt.

Bruna Cavallo: Ein interessantes Detail war, dass viele der befragten Jugendlichen auf gewisse Fragen in Schweizerdeutsch antworten wollten. Über Gefühle zu sprechen fällt ihnen, von denen viele hier aufgewachsen sind, offenbar in ihrer eigenen

« Diese Frauen bilden eine Brücke zwischen ihrer Kultur und unserer, weshalb es wichtig ist, dass sie bis zu einem gewissen Grad in der schweizerischen Kultur integriert sind. »

pro juventute-thema: Wahrscheinlich war es auch nicht ganz einfach, die Leute dann zum Reden zu bringen ...

Bruna Cavallo: Das ist richtig. Wichtig ist, dass die Befragten sich nicht vorbereiten können. Wir gaben ihnen die Fragen vorher nicht bekannt – was manche gewünscht hätten. So verkrampften sich die Leute weniger, und ihre Antworten sind spontaner, lebendiger und natürlicher.

Sprache schwerer. So antworten manche Jugendliche in den Filmen mal in ihrer Sprache, mal auf deutsch. Die Jugendlichen aus all diesen Kulturen sprechen ja eine Mischsprache. Ich bin auch so aufgewachsen. Das ist ein besonderes Phänomen, dass man zwischen zwei Sprachen hin- und her-switchen kann.

pro juventute-thema: Nach dem Drehen hatten Sie sicher sehr viel mehr Material

zusammen, als Sie schliesslich zeigen konnten ...

Isabelle Cart: Ja. Am Schluss durfte keiner der Filme länger als 20 Minuten sein – was sehr viel ist, vor allem wenn man sechs solche Filme produziert. Vor dem Schnitt mussten die Interviewerinnen das Material also vorselektionieren. Das war eine Riesenarbeit.

Bruna Cavallo: Die beiden Partnerinnen, die zusammen gedreht hatten, mussten sich dafür entscheiden, was gezeigt werden sollte und was nicht – keine leichte Aufgabe, galt es doch, allen Befragten gerecht zu werden, niemanden zu bevorzugen und möglichst alle gleichberechtigt zu Wort kommen zu lassen. Die rein technische Arbeit des Schnitts wurde dann aber von Isabella Cart übernommen.

pro juventute-thema: *Hatten die Vertreterinnen der verschiedenen Kulturen während der Produktion des Films miteinander zu tun oder waren sie mehr oder weniger unabhängig voneinander tätig?*

Bruna Cavallo: Die Schulungskurse besuchten wir alle gemeinsam. Auch mussten wir untereinander abmachen, wer wem wann das Material für die Videoaufnahmen übergibt. Sonst arbeitete jede Gruppe für sich, dazwischen traf man sich immer wieder mal für eine Sitzung.

Isabelle Cart: Die meisten, die beim Film mitmachten, sind bei «FemmesTische» engagiert, kannten sich von daher also schon.

« Aber dann merkte ich, dass die Realität anders ist, als man sie sich vorgestellt hat und als alle sagen, wie sie sei. »

pro juventute-thema: *Wie verständigen sich die Leuten aus den verschiedenen Kulturen untereinander überhaupt?*

Yvette Brunner: Die Frauen, die bei «FemmesTische» mitarbeiten, müssen deutsch können – das ist Bedingung. Es geht gar nicht anders. Wir müssen ihnen Unterlagen geben können, die auf deutsch geschrieben sind. Diese Frauen bilden eine Brücke zwischen ihrer Kultur und unserer, weshalb es wichtig ist, dass sie bis zu einem gewissen Grad in der schweizerischen Kultur integriert sind.

pro juventute-thema: *Entstehen dabei auch Brücken zwischen den Kulturen der Migrantinnen untereinander? Die italieni-*

sche und die schweizerische Kultur sind sich ja doch wohl ähnlicher als beispielsweise die italienische und die tamilische.

Bruna Cavallo: Vielleicht kann ich aus meiner Erfahrung antworten. Den Kontakt mit den Tamilen fand ich sehr bereichernd. Per Zufall arbeiteten wir am selben Tag im gleichen Raum an der Übersetzung des Fachtextes. Dabei kamen wir uns etwas näher, und ich konnte ihnen ein paar Fragen stellen, die mir schon lange unter den Nägeln brannten. Die Tamilen erlebe ich sonst eher als zurückhaltend, aber an diesem Tag haben sie sich ein wenig geöffnet. Das war eine sehr schöne Erfahrung und die Begegnung mit einer wirklich fremden Kultur.

Yvette Brunner: Es ist uns wichtig, den Teamgeist zu pflegen, indem wir etwa einen Ausflug machen oder eine Sitzung mit einer Schifffahrt verbinden. Und wir helfen uns auch untereinander. Wenn eine kulturelle Gruppe einmal keine Gastgeberin findet, kennt die Vertreterin einer anderen Gruppe vielleicht die Mutter eines Kindes, das mit ihrem Kind zur Schule geht, erzählt ihr von diesem Projekt und versucht, sie zum Mitmachen zu motivieren. Und am Anfang unserer Kursmodule stellt sich jeweils immer eine Kultur vor.

Bruna Cavallo: Ich mache die Erfahrung, dass dabei tatsächlich Vorurteile abgebaut werden können. Auch ich war nicht ganz frei von Vorurteilen gegenüber anderen Kulturen. Aber dann merkte ich, dass die Realität anders ist, als man sie sich vorge-

stellt hat und als alle sagen, wie sie sei. Vor der Produktion des Films hatten wir einen Workshop zum Thema «Pubertät» mit Eltern und Jugendlichen aus sieben Kulturen. Davon haben alle unheimlich profitiert – gerade auch die Jugendlichen.

pro juventute-thema: *Mit welchen Schwierigkeiten haben Sie bei «FemmesTische» und hatten Sie beim Herstellen des Films zu kämpfen?*

Yvette Brunner: Ganz allgemein sind sehr viele Migrantinnen, auch im «FemmesTische»-Projekt, überdurchschnittlich belastet – rein zeitlich. Wenn beide Elternteile 100% arbeiten, drei Kinder haben und ihre Arbeitsverhältnisse zum Teil unbefriedigend

sind, dann ist das ein erheblicher Stress, der sich vielfach auch gesundheitlich auswirkt. Deshalb müssen wir immer darauf achten, den zeitlichen Aufwand möglichst in Grenzen zu halten.

Bruna Cavallo: Es war deshalb zum Teil auch schwierig, einen Zeitpunkt zu finden, an dem man die Leute interviewen konnte. Aber wir sind beim Filmprojekt auch selbst an die Grenzen unserer Belastbarkeit gestossen, weil wir den Aufwand unterschätzt hatten und immer wieder mit Unvorhergesehenem konfrontiert wurden.

Yvette Brunner: Ich glaube, das ist bei solchen Projekten immer so, dass es schliesslich viel mehr zu tun gibt, als man am Anfang gedacht hat.

Isabelle Cart: Der Aufwand war auch für mich schwer zu kalkulieren. Ich hatte vorher noch nie für ein Projekt gearbeitet, wo die Leute selbst filmten.

pro juventute-thema: *Sind Sie mit dem Resultat zufrieden?*

Yvette Brunner: Wir sind sehr zufrieden. Unser Ziel war ja nicht, ein «Kunstwerk» herzustellen, sondern wir wollten Filme, die für unsere «FemmesTische»-Runden mit Migrantinnen geeignet sind. Und dieses Ziel erfüllen die Video-Filme optimal – das wird uns immer wieder bestätigt.

pro juventute-thema: *Welche Erfahrungen haben Sie bis jetzt an den «FemmesTischen» mit den Videos gemacht?*

Bruna Cavallo: Die Frauen springen auf das Thema «Pubertät» richtiggehend an und sind kaum mehr zu bremsen. Der Film löst Fragen über Fragen aus, und es werden Themen angesprochen, über die man sich vorher kaum zu reden traute. In vielen Kulturen – auch bei uns Italienern – haben die Eltern die eigene Pubertät kaum bewusst erlebt. Also werden sie mit dem Thema selber noch einmal konfrontiert.

pro juventute-thema: *Das sagen ja auch viele Leute im Film ... Ist das vielleicht der Grund, dass dieses Thema so viele Emotionen auslöst? Oder liegt es daran, dass Jugendliche in diesem Alter eben sehr viele Schwierigkeiten machen?*

Bruna Cavallo: Wir sind so aufgewachsen, dass man das Thema nicht berühren durfte, das war tabu. Wenn die Kinder hier aufwachsen, dann wissen sie mit fünf oder sechs schon über manches Bescheid. Das überfordert viele Eltern, weil sie sich hin- und hergerissen fühlen zwischen der eige-



Yvette Brunner, Bruna Cavallo beim Interview.

nen Gehemmtheit und dem Gefühl, dass sie die Kinder «aufklären» sollten. Die Verunsicherung, wie man mit der Pubertät der eigenen Kinder umgehen soll, weil man selber kein Modell dafür hat, ist gross. Mir kommt da jemand aus der brasilianischen Kultur in den Sinn, eine Frau, die erzählte, sie hätte ein paar an die Ohren bekommen, wenn sie ihren Eltern «eine solche Frage» gestellt hätte. Und jetzt soll sie über diese Dinge mit ihren Kindern sprechen? Das ist schwierig.

Isabelle Cart: Als ich das Material sichtete und all diese Filme anschaute, fiel mir auf, dass jede Kultur ihre ganz eigene «Sprache» und Tonlage fand, um sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Die Familien zum Beispiel taten dies mit sehr viel mehr Abstand als andere Kulturen und gingen viel weniger nah an das Thema heran – und selbst das war für sie noch gewagt. In einer anderen Kultur ging man etwas weiter, und das war dann einfach so. Es gibt also die unterschiedlichsten Möglichkeiten, auf die gleichen Fragen zu antworten. Dass das immer respektiert wird, finde ich toll. Deshalb sind diese Videos eine so gute Gesprächsgrundlage – weil genau der richtige Ton getroffen wird und die Kommunikation auf einer Ebene stattfindet, die in diesem kulturellen Umfeld gängig ist.

pro juventute-thema: *Wie reagieren die Leute in den «FemmesTische»-Runden auf die Aussagen der Fachpersonen, die im Film, neben den Aussagen der befragten Familien, zu sehen sind?*

Bruna Cavallo: Diese Aussagen entsprechen einem grossen Bedürfnis. Bei den Angehörigen aller Kulturen stossen die Hinweise der Fachpersonen auf grosses Interesse. Wenn im Film das Beispiel eines Jugendlichen besprochen wird, der schwarz gefahren ist, findet der Hinweis der Fachperson, als Eltern den Jugendlichen selbst die Konsequenzen tragen zu lassen, grossen

« Jede Kultur hat ihre ganz eigene Sprache und Tonlage, um sich mit einem Thema auseinander zu setzen. »

Anklang. Auch der Rat des Psychologen, den Kindern regelmässig ein Sackgeld zu geben, damit sie lernen, mit Geld umzugehen, leuchtet ihnen ein. Die Hinweise der Fachpersonen werden in der Regel gut akzeptiert und auch in die Praxis umgesetzt.

pro juventute-thema: *Daraus spricht ein grosses Orientierungsbedürfnis. Offenbar sind viele dieser Eltern doch sehr verunsichert, wie sie sich ihren pubertierenden Kindern gegenüber verhalten sollen?*

Yvette Brunner: Das ist auch bei den Schweizern so. In der heutigen Zeit scheint wieder sehr viel mehr das Bedürfnis nach klaren Richtlinien vorhanden zu sein. Das sieht man zum Beispiel beim Kiffen. Für die Migrantinnen ist die Situation dadurch, dass sie in zwei Kulturen leben, noch schwieriger.

Bruna Cavallo: Wie der Ausgang geregelt werden soll, ist bei den Angehörigen aller Kulturen ein weiteres heftig umstrittenes Problem. Ab welchem Alter darf mein Kind in eine Diskothek gehen? Das wird auch in den Filmen immer wieder erwähnt, vor allem von den Jugendlichen, die sich – wie ihre Schweizer KollegInnen – mehr Ausgang wünschen. Aber die meisten Jugendlichen sagen dann doch, sie seien eigentlich sehr zufrieden damit, wie sie von ihren Eltern erzogen würden, und sie würden es später mit eigenen Kindern ganz ähnlich machen.

pro juventute-thema: *Welche Hauptschwierigkeiten haben Jugendliche, die ihre Pubertät in zwei Kulturen erleben? Und welche ihre Eltern?*

Yvette Brunner: Die Jugendlichen haben vor allem gewisse Loyalitätskonflikte, wenn zu Hause andere Werte vertreten werden als im weiteren Umfeld. Zum Beispiel trinkt man in gewissen Kulturen keinen Alkohol. Die Pubertät ist ja die Zeit, in der man eigene Werte finden muss. Viele Eltern aus anderen Kulturen empfinden es fast als Verrat, wenn sich der Nachwuchs aus den angestammten Werten löst – mehr noch, als es auch für Schweizer Eltern der Fall ist. Sich da zu orientieren, ohne gewissermassen die Eltern zu verraten, kann für Jugendliche extrem schwierig sein. Ich erinnere mich aus meiner Zeit als Lehrerin an eine süditalienische Schülerin, die nach dem zehnten

Schuljahr auf keinen Fall eine Lehre machen wollte, weil die Mutter ja auch putze und sie das in Ordnung finde. Hatte ich nun das Recht, ihr zu sagen, sie solle unbedingt eine Lehre machen? Das ist eine schwierige Frage. Ich vermittelte ihr dann primär, dass sie eine Ausbildung jederzeit nachholen könne.

Bruna Cavallo: Für Jugendliche ist es eine Doppelbelastung, in zwei Kulturen aufzuwachsen. Draussen in der Schule wollen sie sein wie alle anderen, und daheim geben

sie sich Mühe, den Erwartungen der Eltern zu entsprechen. Sie sind hin- und hergerissen.

Yvette Brunner: Eine Migrantin sagte mir, wenn in der Sippe bekannt würde, dass ihr Sohn kiffe, wäre er praktisch abgeschrieben und würde ausgestossen. Im schweizerischen Umfeld dagegen ist Kiffen schon fast normal. Erwachsene werden bedeutete im Heimatland etwas anderes und war mit anderen Aufgaben verbunden als hier. In der Schweiz sind andere Aufgaben zu lösen, um erwachsen und selbstständig sein zu können.

Isabelle Cart: Die Unterschiede sind wieder von Kultur zu Kultur und Familie zu Familie verschieden. Italiener der zweiten, dritten Generation sind natürlich meist offener für neue Einflüsse als etwa der Vater, der

«*Erwachsen werden bedeutete im Heimatland etwas anderes und war mit anderen Aufgaben verbunden.*»

sagt, er dürfe von seinem Sohn ja wohl erwarten, dass der seine Kultur weiterpflege und gewissermassen auch in der Schweiz ein «türkisches Leben» lebe. Aber es gibt natürlich auch viele liberale Türken und traditionelle Italiener, man muss sich vor Verallgemeinerungen hüten.

pro juventute-thema: In einigen vor allem bäuerlichen Kulturen besteht ja auch die unterschwellige oder offen geäusserte Erwartung, dass die Kinder quasi die Altersvorsorge der Eltern sind. Ein Teil des Erwachsenwerdens besteht für sie dann darin, diese Erwartungen der Eltern zu erfüllen.

Isabelle Cart: Bei uns ist man froh, wenn das Kind einen eigenen Willen entwickelt, während sich die Kinder in solchen Fällen vor allem so verhalten sollen, wie man es von ihnen erwartet. Das kann die Berufswahl oder auch die Familiengründung betreffen.

Yvette Brunner: Eine zusätzliche Spannung entsteht dann, wenn Migrantenfamilien die Absicht haben, bald wieder ins Heimatland zurückzukehren. Für die Eltern stellt sich in diesem Fall die Frage, ob das Kind so erwachsen werden soll, dass es nachher in der eigenen Kultur funktionieren kann, oder so, dass es sich in der Kultur des Gastlandes zurechtfindet. Wenn sie dann doch nicht zurückkehren, hat das natürlich Folgen, zum Beispiel die Ausbildung der

Kinder betreffend, die vielleicht vernachlässigt wurde, weil «wir ja doch bald wieder heimkehren».

Isabelle Cart: Das kommt zum Beispiel im tamilischen Film zur Sprache. Da sagt ein Mädchen: Es ist gut, dass wir hier nicht zu viele Freiheiten haben, weil wir ja wahrscheinlich wieder in unser Land zurückkehren, und in Sri Lanka haben wir diese Freiheiten sowieso nicht. Also gewöhnen wir uns lieber nicht daran.

pro juventute-thema: In anderen Kulturen dauert der Übergang vom Kindsein zum Erwachsenen sehr viel weniger lang als bei uns, wo manche erst mit dreissig das erreicht haben, was man früher mit dem Erwachsenwerden verband: Eine eigene Wohnung haben, sich selber ernähren können, eigene Kinder bekommen ...

Bruna Cavallo: Wenn ein Mädchen in Italien das erste Mal die Menstruation bekommt, dann gibt es heute noch ein Riesenfest, und ab diesem Moment gilt es als Signorina und nicht mehr als Kind – egal, ob das mit neun oder vierzehn Jahren geschieht. Daraus ergibt sich dann natürlich auch ein Druck, sich «erwachsen» zu be-

nehmen. Manche Mädchen sind völlig überfordert damit.

Yvette Brunner: Für viele Jugendliche aus Migrantenfamilien ist es zudem sehr schwer, in der Pubertät ihren Platz zu finden. Zum Beispiel können sich die Aussichten auf eine Lehrstelle für einen Jugendlichen gewaltig verringern, nur weil er einen ausländischen Namen hat. Zudem wird bei uns extrem viel Gewicht darauf gelegt, gut deutsch zu können.

pro juventute-thema: Objektive Benachteiligungen sind also für ausländische Jugendliche bei uns eine erhebliche Belastung?

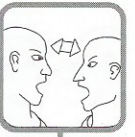
Bruna Cavallo: Die Aussichts- und Perspektivlosigkeit, die dadurch entstehen, können für die Jugendlichen sehr gefährlich werden. Nach 150 vergeblichen Bewerbungen ist es für viele fast unmöglich, nicht zu resignieren. Und dann kommt natürlich bald das Gefühl auf, nicht gewollt und gebraucht zu werden.

Viele sagen denn auch, wir sind ja eh nur die Ausländer. Wir haben sowieso keine Chance – was sollen wir uns also noch bemühen? Da gerät der eine oder die andere vielleicht auf Wege, die nicht gut sind.

Bezug der Videos: siehe Umschlag-Rückseite dieses Dossiers.

FemmesTische-Frauen treffen sich zum Spaghetti-Plausch.





Ist Sport für Kinder und Jugendliche gesund?

Dass sportliche Betätigung und genügend Bewegung für Kinder und Jugendliche wichtig und ihrer Gesundheit zuträglich sind, wird wohl kaum jemand bestreiten. Trotzdem gibt es zum Sportbetrieb, wie er sich heute präsentiert, einige Fragezeichen zu setzen. Ist Sport für Kinder und Jugendliche gesund – wie viel Sport und welche Art von Sport ist für sie gesund? Ein kontradiktorisches Gespräch.

■ Von Christian Urech

pro juventute-thema: Momentan bewegt sich der Interviewer mit angeknackster Schulter und gebrochenem Oberarm durch die Gegend – Folge eines Velounfalls. Da wollen Sie doch nicht behaupten, Sport sei gesund!

Lukas Zahner: Aber sicher ist Sport gesund. Ein Leben ohne Risiko gibt es jedoch nicht. Ein Mensch, der sich bewegt, hat natürlich das grössere Risiko, zu verunfallen, als einer, der die ganze Zeit im Bett liegt. Mit Nullrisiko ist die menschliche Existenz aber ja wohl nicht mehr lebenswert. Auf den Kindersport übertragen, ist es eine Irrmeinung zu glauben, dass ich mein Kind vor Unfällen schützen kann, indem ich es von gewissen Sportarten fernhalte oder ganz allgemein im Bewegungsbereich einschränke. Das Gegenteil ist der Fall: Je weniger Erfahrung mit dem eigenen Körper und den eigenen Grenzen ein Kind hat, desto grösser ist die Unfallgefahr. Auch Bewegungsfähigkeit ist eine Übungssache. Eltern, die ihr Kind dauernd in die Richtung beeinflussen, dies und jenes nicht zu tun, weil es gefährlich sein kann, leisten ihm einen Bärendienst damit: Bei solchen Kindern ist die Unfallgefahr, wenn sie dann doch einmal etwas ausprobieren, um ein Vielfaches höher als bei Kindern, die sich permanent ein wenig herausfordern.

Anna Sax: Wenn ein Kind oder ein/e Jugendliche/r regelmässig Sport treibt, wird das Unfallrisiko sicher verringert. Auch die Beherrschung einer Sportart ist ja etwas, das man richtig lernen und auf das man hintrainieren muss. In diesem Zusammenhang stellt sich aber die Frage, wo die blosser Fortbewegung

per Muskelkraft aufhört und der Sport anfängt. Ich möchte behaupten, dass der Interviewer noch keinen Sport treibt, wenn er mit dem Fahrrad zur Arbeit fährt. Ein Problem, das heute bei den Kindern stark zutage tritt, liegt darin, dass sie sich zu wenig bewegen, und dieser Bewegungsmangel hat nicht unbedingt etwas mit Sport zu tun. Wenn Kinder im Sport zu stark auf Leistung getrimmt werden, kann es für sie auch gefährlich werden!

In gewissen Sportarten wie Tennis, Kunstturnen etc. bringt man es nur zu etwas, wenn man schon sehr früh anfängt, zu trainieren. Es ist doch schon so, dass der Ehrgeiz viele Eltern dazu treibt, ihre Kinder auf sportliche Höchstleistungen zu trimmen – mit der Folge, dass die Kinder Schaden an Körper und Seele nehmen und erst noch um ihre Kindheit gebracht werden.

Lukas Zahner: Ja, es gibt so genannte Kindersportarten, bei denen heute allgemein bekannt ist, dass jemand bereits als Vierjähriger einsteigen muss, um später einmal international Erfolg zu haben. Das ist beim Kunst- und Geräteturnen, beim Eiskunstlauf, in gewissen Bereichen beim Schwimmen und bei der rhythmischen Sportgymnastik der Fall. Für alle anderen neunzig oder hundert Sportarten stimmt es aber nicht. So gesehen sind das für mich Extrembeispiele. In der Schweiz sind nur ganz wenige Kinder davon betroffen. Bei diesen, da stimme ich Ihnen zu, ist die Beeinflussung durch die Eltern sicher sehr stark, weil ein 4-, 5- oder 6-jähriges Kind von sich aus noch nicht sagen kann, was es will und was ihm gut tut. Die Eltern beeinflussen es direkt oder auch indirekt,

indem sie zum Beispiel als positive Verstärker wirken und es loben und Freude zeigen, wenn es regelmässig ins Training geht. Wenn das Kind dann alt genug ist, um selbst zu entscheiden, was es will, hat es schon viele Jahre in hartes Training investiert. Man muss allerdings zugestehen, dass in diesen Kindersportarten die medizinische Kontrolle weitaus besser funktioniert als in vielen anderen Sportarten, wodurch die Wahrscheinlichkeit von Sportverletzungen, Überbelastungen usw. stark vermindert wird.

Anna Sax: Mich interessieren aber auch die psychischen Aspekte des Spitzensports. Geht es im Sport darum, dass sich ein Kind auf eine gesunde Art und Weise betätigen kann, oder verkommt



er zu einseitiger Leistungsorientierung? Wie kann zum Beispiel verhindert werden, dass Kinder in Sportclubs Schaden nehmen, sei es durch Übergriffe, falsches Training oder übertriebenen Leistungsdruck? Hier könnte wichtige Präventionsarbeit geleistet werden. Eltern sollten die Gewissheit haben, dass ihr Kind im Sportverein wirklich gut aufgehoben ist. Als ich jung war, wurde im Dorf behauptet, die Jungen würden deshalb nicht drogensüchtig, weil sie beim Eishockeyclub mitma-



chen können. Abgesehen davon, dass das nur für die Buben galt, war der erste Drogenumschlagsplatz in diesem Dorf der Eishockeyclub.

Fördert Sport bei Kindern und Jugendlichen nicht primär Wettbewerb, Ehrgeiz, Einzelkämpfertum und Nationalismus – statt Teamgeist, Kooperationsfähigkeit und Fairplay?

Lukas Zahner: Das hängt davon ab, ob es sich um eine Einzel- oder eine Mannschaftssportart handelt. Erfolgreiche Einzelsportler sind oft Egoisten und haben auch in späteren Lebensphasen nicht zuletzt deshalb Erfolg, weil sie durchziehen, was sie erreichen wollen. Diese Menschen sind so oder so Egoisten, das hat mit dem Sport an sich letztlich nicht sehr viel zu tun. Auf der anderen Seite gibt es auch schon bei Kindern typische MannschaftssportlerInnen, die sich nur gern bewegen, wenn sie es im Team tun können. Der Sport hat eine enormen Potenz, soziale Erfahrungen zu ermöglichen und soziale Werte zu vermitteln. Vernünftig angeleiteter Mannschaftssport ermöglicht es Kindern und Jugendlichen, zu lernen, was es heisst, zusammen zu gewinnen oder zusammen zu verlieren, und Sieg oder Niederlage auch wieder zu relativieren. Das ist eine der ganz grossen Stärken des Sports.

Hauptsache, die Kinder können sich bewegen – egal, ob man das nun Sport nennt oder nicht.

Anna Sax: Aber gerade die Mannschaftssportarten sind doch zum Beispiel besonders anfällig für den Sucht-

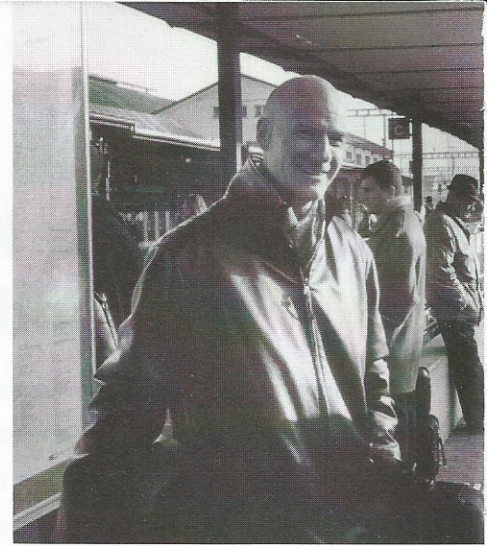
mittelkonsum. Im Sportverein wird geraucht und gesoffen, und es kommt zu Männerbündeleyen. Der Mannschaftssport gilt zwar als Inbegriff des Teamgeistes, aber Tatsache ist doch, dass die Mädchen meist ausgeschlossen sind oder an den Rand gedrückt werden.

Lukas Zahner: Da wirkt natürlich das Vorbild der Erwachsenen auf die Kinder und Jugendlichen. Nehmen wir den Suchtmittelkonsum: An der Siegesfeier der Meisterschaft im Eishockey posieren die Cracks mit Zigarre im Mund und Bierflasche in der Hand. Das färbt auch auf den Nachwuchsbereich ab, indem sich die Jungen daran gewöhnen, dass man den Sieg – oder die Niederlage – nach geschlagener Schlacht mit einem Bier begiesst. Es ist eine verhängnisvolle Kombination, Erfolg damit zu verbinden, dass man sich im Alkohol- oder sonst im Drogenbereich «etwas gönnt». Deshalb führen das Bundesamt für Gesundheit, das Bundesamt für Sport und Swiss Olympic die landesweite Kampagne LaOla durch. Ziel von LaOla ist, Sportverbände und Sportvereine für die Suchtprävention zu sensibilisieren und sie bei der Umsetzung präventiver Anliegen zu unterstützen. Ich denke aber, es dauert eine Generation oder mehr, bis die Botschaft in den Köpfen vor allem der Erwachsenen verankert ist, dass Sport und Suchtmittel nichts miteinander zu tun haben. Es gibt allerdings Sportarten wie Volleyball oder Badminton, wo diese Verbindung schon jetzt weitgehend gekappt ist.

Anna Sax: Der Suchtmittelkonsum ist eben vor allem in den werbe- und fernsehintensiven Sportarten verbreitet.

Was sagen Sie zum Argument, dass Sport traditionell ein Feld männlicher Überlegenheit und Kompetenz darstellt, in dem weibliche Bedürfnisse und Interessen nur randständig vertreten sind?

Anna Sax: Die ganze Sportbürokratie ist tatsächlich sehr männerdominiert. Das gilt auch für die Sportberichterstattung. In Deutschland wurde die Berichterstattung über Sportlerinnen und Sportler untersucht. Das Ergebnis: Über Freundinnen und Ehefrauen von Sportlern wird mehr berichtet als über aktive Sportlerinnen. Zudem werden Neuigkeiten über prominente Sportlerinnen oft im Gesellschaftsteil abgehandelt und haben dann nichts mit sportlichen



Die Kontrahenten: Anna Sax, Lukas Zahner.

Leistungen zu tun, sondern beispielsweise mit der Schwangerschaft von Brigitte McMahon oder der neuesten Frisur von Sonja Nef.

Ich glaube schon, dass es strukturelle Faktoren gibt, die Frauen davon abhalten, Sport zu treiben. Der Frauenlauf in Bern ist ein riesiger Erfolg; jedes Jahr machen mehr als 10'000 Frauen mit, ein Drittel davon sind Einsteigerinnen. Das zeigt doch, dass die Bedürfnisse der Frauen an den anderen, «normalen» Läufen nicht optimal erfüllt sind. Man könnte die Frauen beim Laufen beispielsweise etwas früher oder, wie es beim Triathlon manchmal der Fall ist, beim Schwimmen etwas später starten lassen, damit sie von den Männern nicht «niedergecrawlt» werden. Auch infrastrukturelle Massnahmen wie bessere Garderoben bei den Lauftreffs können dazu beitragen, den Frauensport zu fördern. Und wenn mehr Frauen in den Sport einsteigen, dann hat das über die Vorbildwirkung auch einen Einfluss auf die Mädchen.

Spielt nicht auch die Tatsache, dass gewisse Sportarten wie der Frauenfussball kaum je am Fernsehen gezeigt werden, eine Rolle für deren Verbreitung bei Mädchen und jungen Frauen?

Anna Sax: Bestimmt. So hat der Film «Bend it like Beckham» offenbar in Grossbritannien einen Mädchenfussballboom zur Folge. Es gibt viele Möglichkeiten, Mädchen stärker für Sport zu motivieren – nicht nur für Leistungssport. Das ist wichtig, denn Mädchen bewegen sich in der Regel noch weniger als Jungen.

Lukas Zahner: Wenn Mädchen gleichzeitig anfangen, Fussball zu spielen, dann sind sie den Jungen bis etwa zum dreizehnten Altersjahr kaum unterlegen, auch vom Technischen her. Das wird jetzt auch immer mehr erkannt. Aber ich denke, viele Mädchen, die die





(Bild: Christian Urech)

Wahl haben, irgendetwas zu machen, landen dann halt doch eher beim Volleyball, weil dort schneller ein Team beisammen ist. In der Pubertät hören viele Mädchen mit dem Fussballspielen ohnehin wieder auf, weil sie in der Minderzahl sind und sich nicht ernst genommen fühlen.

Anna Sax: Oder weil sie das Gefühl haben, sie seien zu dick und würden nicht mehr in die Sportklamotten passen oder was auch immer. Es gibt viele Gründe, warum Mädchen in einem bestimmten Alter aufhören, Sport machen.

Kommen wir zu meiner Kernfrage: Ist Sport für Kinder und Jugendliche gesund – wenn ja, warum?

Lukas Zahner: Ja, für mich ist Sport absolut gesund, wenn er nicht übertrieben wird. Sich zu bewegen, ist ein Primärbedürfnis des Kindes, und es ist ein Verbrechen, diesen Bewegungsdrang einzuschränken. Für Kinder, die sich gern und viel bewegen, ist es normal, dass sie in den Sport hineinwachsen und später vielleicht sogar Spitzensport betreiben. Ein positiver Aspekt des Sports ist zum Beispiel aus medizinischer Sicht über die Bewegung die bessere Ausdauerfähigkeit, die automatisch die Herz-Kreislauf-Probleme reduziert, etwas, woran heute viele bereits im Jugendalter leiden. Durch sportliche Betätigung wird auch die Knochendichte beeinflusst, was später die Osteoporose-Problematik reduziert. Zudem wird durch den Sport der soziale Bereich positiv beeinflusst. Untersuchungsergebnisse zeigen aber auch, dass es eine sehr enge Beziehung zwischen motorischen und kognitiven Fertigkeiten gibt. Vereinfacht gesagt ist es so, dass Kinder, die nicht rückwärts gehen können, wahrscheinlich auch Schwierigkeiten im Rechnen haben. Auch unter pädagogischen Aspekten

erweist sich der Sport als sinnvoll und gesund. Es gibt sehr viele positive Punkte, die für Bewegung und Sport bei Kindern und Jugendlichen sprechen und nur sehr wenige negative Punkte, die Auswüchse betreffen und Minderheitenphänomene darstellen.

Anna Sax: Meiner Meinung nach ist Sport nicht per se gesund. Es ist zwar richtig, dass Kinder einen natürlichen Bewegungsdrang haben, und dass es Folter wäre, sie daran zu hindern, ihn auszuleben. Aber nicht bloss der Sport gibt ihnen dazu die Möglichkeit; es geschieht auch im Spiel, beim Herumrennen, Fangen spielen etc. Obwohl ich selbst ziemlich angefressen Sport mache, glaube ich nicht, dass es für Kinder aus gesundheitlichen Gründen nötig ist, Sport zu treiben; eine Leseratte kann genauso gesund leben wie ein «sportliches» Kind – solange beide ihre Bewegungsfreiheit haben, zum Beispiel einen Schulweg, den sie zu Fuss gehen können, die Möglichkeit zum Velofahren und ähnliches. Hier geht es wieder um die Frage, wo der natürliche Bewegungsdrang aufhört und die sportliche Betätigung anfängt.

Lukas Zahner: Das ist eine Frage der Dosis. Es braucht beispielsweise eine gewisse Mindestbelastung im Knochenbereich, damit sich die Knochendichte zusätzlich erhöht. Es reicht bestimmt nicht aus, mit dem Velo in die Schule zu fahren. Wir leben heute in einer Welt der Entlastung. Wer braucht schon wirklich eine Rolltreppe oder einen Lift? Vielleicht 2 bis 5% der Bevölkerung. Benutzt wird er aber von allen, und die Kinder machen das nach. Die Folge ist eine sehr ausgeprägte Reduktion der Alltagsbewegung, die den Sport immer wichtiger werden lässt. Für ein Kind, das sich gern und viel bewegt, ist es für mich eine natürliche Folge, sich dem Sport zuzuwenden. Es liegt dann in der Verantwortung der Erwachsenen, dass diese Zuwendung in guten Bahnen verläuft und nicht in Extreme führt, sondern dass die Freude an der sportlichen Aktivität beim Kind erhalten bleibt.

Anna Sax: Aber es gibt doch Kinder, die haben wirklich keine Freude am Sport! Die sitzen nicht einmal unbedingt lieber vor dem Fernseher, sondern sie ziehen es eben vor, Bücher zu lesen.

Lukas Zahner: Ich sage nur, dass solchen Kindern unter Umständen später etwas fehlt, rein biologisch-medizi-

nisch gesehen, weil sie zu wenig Belastungssituationen ausgesetzt waren. Wir kennen Studienresultate, die heute bereits bei 10-Jährigen Blutdruck-, Zucker- und Gewichtsprobleme nachweisen. Solche Befunde sind keine gute Hypothek für die Zukunft von Kindern.

Anna Sax: Es gibt Wohnumgebungen – und das erstaunlicherweise noch mehr auf dem Land als in der Stadt –, die Kindern zuwenig Bewegungsfreiheit bieten. Kinder sollten ab etwa 4 allein nach draussen können. Ist es Kindern verwehrt, draussen selbstständig mit anderen Kindern Kontakt aufzunehmen, dann ist das für ihre körperliche, psychische und soziale Entwicklung ungesund. Hier liegt für mich das Problem und nicht in der Frage, ob sie dann noch Sport treiben.

Lukas Zahner machte eine Ausbildung als Turn- und Sportlehrer und studierte parallel dazu Biologie. Er bildete sich zum Tennislehrer aus, machte in Magglingen das Trainerdiplom Swiss Olympic und schrieb eine Dissertation im Bereich medizinisch-biologische Forschung. Heute ist Lukas Zahner am Institut für Sport und Sportwissenschaften der Universität Basel als Dozent tätig und bildet angehende Sportwissenschaftler und Sportlehrer aus. Bei Swiss Olympic ist er zur Zeit noch zuständig für Nachwuchsförderung. Ab Juni 2003 wird er in Magglingen einen neuen Forschungsbereich für Kinder- und Jugendsport betreuen. Lukas Zahner unterrichtete zudem über 20 Jahre lang Kinder-tennis.

Anna Sax war als Kind selber Leistungssportlerin im Orientierungslauf, brach allerdings ihre Mädchensportkarriere am Ende der Pubertät ab und fand dann erst viel später wieder zum Sport zurück. Heute ist sie begeisterte Triathletin. Es interessieren sie vor allem die sozialen und soziologischen Fragen rund um den Sport und die Frage, wie man Sport wirklich für alle, die es wollen, zugänglich machen kann. Sie setzt sich ein für einen besseren Zugang zum Sport von Mädchen und Frauen, aber auch von Behinderten. Einen Bezug zum Kinder- und Jugendsport hat die studierte Ökonomin natürlich auch durch ihre Arbeit als Leiterin der Abteilung Grundlagen der Stiftung pro juventute.

Christian Urech, der Interviewer und Redaktor des vorliegenden Hefts, ist dagegen gänzlich unsportlich, war noch nie in einem Sportverein und ist auch als «passiver Sportkonsument» ein blutiger Laie. Auch er bewegt sich allerdings gern, mit Vorliebe spazierender- und wandernderweise und auch Velo fahrend (Letzteres aber bitte in vorwiegend flachem Gelände).